

Lebende Bilder auf dem Pfingstberg

Das Festspiel „Lalla Rühk“ hat Premiere

Charlotte von Preußen stand zu ihren Lebzeiten „hoch im Kurs“. Heute wohl wieder. Die Prinzessin, die an der Seite von Nikolaus I. die russische Zarin Alexandra Fjodorowna wurde, war die älteste Tochter König Friedrich Wilhelms III. und seiner Frau Luise sowie die Liebblingsschwester Friedrich Wilhelms IV. 1821, beim ersten Besuch Charlottes in Berlin und Potsdam nach ihrer Heirat, wurde ihr zu Ehren das Festspiel „Lalla Rühk“ im Berliner Stadtschloss gegeben. Auch während des „Festes der weißen Rose“ 1829 im Neuen Palais stand das Zarenpaar im Mittelpunkt. Und Friedrich Wilhelm IV. ließ das Orangerieschloss im Park Sanssouci für eventuelle Besuche seiner Schwester herrichten.

151 Jahre nach ihrem Tod in Zarskoje Selo wird der Zarin vielfältig gedacht. Vor wenigen Wochen erschien die Biografie „Die Preuflin auf dem Zarenthron“ (Piper Verlag) der Hamburger Historikerin Marianna Butenschön (PNN v. 9. August), am kommenden Donnerstag hat das Festspiel „Lalla Rühk“ auf dem Pfingstberg Premiere. Am Sonntag gab es Vorträge im Haus des Pfingstberg-Vereins. Auch eine CD ist erschienen. Die Höfischen Festspiele Potsdam haben sie ediert und verantworten auch die Theateraufführung rund um das malerische Belvedere, für das Charlottes Bruder Friedrich Wilhelm IV. als Bauherr gilt.

In 40 Minuten Vortragszeit vermochte Marianna Butenschön einen zwar reduzierten, doch unterhaltsamen Einblick in die Biografie der Zarengattin zu geben. Die Historikerin hob Charlottes Sanftmut hervor. Jeden, dem sie begegnete, soll sie mit einem freundlichen Wort bedacht haben und in jeder Lebenslage habe sie Haltung bewahrt. Marianna Butenschön vermaß aber mitzuteilen, dass Zeitgenossen sie als herrisch empfanden.

Wäre aber Charlotte 1821 nicht mit Nikolaus nach Berlin gekommen, wer weiß, vielleicht hätte es keine „Lalla Rühk“ gegeben. Die Höfischen Festspiele Potsdam haben sich nun der Wiederaufführung des Spiels angenommen. Interessant ist dabei



Lalla Rühk, die indische Prinzessin, auf dem Weg zu ihrem Künftigen. Foto: CD-Cover

vor allem die Rezeption aus historischer Sicht. Musik, Theater und Natur sollen auf dem Pfingstberg zu einer Einheit werden. 1821 wurde es im Berliner Stadtschloss gespielt. Dafür hat Karl Friedrich Schinkel die Ausstattung geschaffen. In den jetzigen Aufführungen wird die natürliche Umgebung des Bühnenbildes bestimmt. Damals spielten Alexandra und Nikolaus noch als Großfürstenpaar die Hauptrollen in der „orientalischen Romanze“, die nach dem beliebten Versepos von Thomas Moore als Festspiel verfasst wurde. Sie verkörperte natürlich Lalla Rühk, eine indische Prinzessin, die sich auf dem Weg zu ihrem unbekanntem Künftigen macht, den sie nach dem Willen des Vaters heiraten soll. Der Geschichtenerzähler Feramors unterhält sich auf dieser Reise und es gibt einige Überraschungen.

In den Aufführungen auf dem Pfingstberg stellt die Sopranistin Katrina Krumpene die Prinzessin dar und der Schauspieler Josip Culjak gibt den Geschichtenerzähler. 1821 wie heute werden „lebende Bilder“ das Geschehen veranschaulichen. Diese Kunstform als Theater-Gestaltungsmittel hat Regisseur Kaspar von Erffa aufgegriffen und historisch nach den Bildern von Schinkel belegt. Kompositorisch wurde das Festspiel 1821 von dem Generalmusikdirektor der königlichen Oper Berlin, Gaspare Spontini, betreut. Er schrieb eine Musik von reicher Melodik. Auch 2011 ist Spontinis Komposition zu hören: nicht mit einem großen Orchester, sondern in einer Fassung für Bläserquintett. Das Kammerensemble Classic der Deutschen Oper Berlin wird zu hören sein. Der Spontini-Kenner Linus Bickmann sagte in seinem Vortrag, dass Spontini eine passgenaue Musik geschrieben habe. KLAUS BÜSTRIN

— Premiere am 18. August, 18 Uhr auf dem Pfingstberg, Treffpunkt: Hinter der Villa Quandt, Große Weinmeisterstraße 46/47

„Er war eine mutmachende Gestalt“

Siegfried Ressel hat über Wolfgang Hilbig einen Film gedreht, der in Potsdam erstmals zu sehen ist

Herr Ressel, am 31. August wäre der Schriftsteller Wolfgang Hilbig 70 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass haben Sie den Dokumentarfilm „Hilbig – Eine Erinnerung“ gedreht, der am kommenden Sonntag vor seiner Fernsehpremiere in Potsdam zu sehen ist. Der Titel erweckt den Eindruck, dass dieser Film auch eine persönliche Spuren- und Erinnerungssuche sein könnte.

Ja, auf jeden Fall. Hilbig war für mich schon zu DDR-Zeiten ein Begriff und fast schon eine mythische Person. Als seine ersten Bücher im Westen erschienen sind, ragte das auch ein bisschen heraus. Er war so jemand, der es schaffte zu veröffentlichten, ohne im Schriftstellerverband zu sein, ohne irgendwie in der DDR diesem organisierten Schreiben anzugehören. Und das auch ohne diesen Dissidentenhabitus. So war das ja sonst. Entweder war man ein offizieller Schriftsteller mit allen Weihen und konnte veröffentlichen. Oder man hatte diesen Dissidententouch, wurde dadurch für den Westen interessant, bekam eine gewisse Aufmerksamkeit und letztendlich auch eine Veröffentlichung. Hilbig war weder das eine noch das andere.



Siegfried Ressel, geb. 1958 in Potsdam, ist Filmemacher und Autor. Von 1990 bis 2001 war er Mitinhaber des Potsdamer Literaturladens Wist & Ressel. Er lebt in Südwestfrankreich. kip

Wie haben Sie den Schriftsteller Wolfgang Hilbig für sich entdeckt?

Anfang der 80er Jahre ragte so ein wenig die Leipziger Undergroundszene hervor und deren Ruf schwappte bis nach Potsdam. Ich war damals viel mit Carsten Wist zusammen.

Mit dem Sie viele Jahre den Literaturladen auf der Brandenburger Straße geführt haben.

Ja, Carsten hielt den Kontakt nach Leipzig. Und in diesem Umkreis fiel der Name Hilbig. Der sei ein Typ, der tolle Gedichte schreiben würde. Irgendwann lasen wir die ersten und dann kam der Band „Stimme, Stimme“ bei Reclam heraus. Das war schon eine kleine Sensation, dass jemand, der aus einem alternativen Milieu kam, über den Umweg einer Veröffentlichung im Westen dann im Osten bei Reclam ein Buch herausbrachte. Bis dahin kannte ich Hilbig aber nur vom Hörensagen. Er war schon eine mutmachende Gestalt, weil er sich als reiner Literat über all die inneren Sperren in der DDR hinwegsetzte und sich sagte: Ich schreibe und schreibe und schreibe und irgendwann werde ich auch veröffentlicht.

Erinnern Sie sich noch an die erste persönliche Begegnung?

Das war, als Carsten und ich den Literaturladen hatten. So 1991. Da las er das erste Mal bei uns. Das war toll. Carsten, Hilbig und ich, wir lagen irgendwie auf einer Wellenlänge. Danach las er immer wieder bei uns. Wir hatten da so eine Art von Arbeitsfreundschaft entwickelt.

Und wie haben Sie bei diesen Treffen den Menschen Hilbig erlebt?

Sehr unprätentios. Ich würde fast schon sagen, er war einer von uns. Wenn man sich so eine Symbolfigur der Literatur der Bundesrepublik suchen würde, müsste das Günter Grass sein, dieser „elder statesman“. Der Getragene, immer Eloquente, immer über alles Bescheid wissende Intellektuelle. Wenn wir einen solchen Repräsentanten für die Ostliteratur suchen, dann wäre das Hilbig. Der in seiner ganzen Verschlossenheit, seiner unprätentiosen Art, seinem proletenhaften Herkommen ganz unkompliziert war.

Hilbig gab ja nie vor, jemand anderes zu sein. Man sah ihm seine Herkunft, den Arbeiter immer noch an. Und auch als Schriftsteller schien er immer noch ein Arbeiter zu sein.

Wobei ich da schon einen Widerspruch sehe. Die westliche Rezeption hebt ja immer auf den Arbeiterschriftsteller ab. In den späten 70er, Anfang der 80er Jahre, das war so meine Zeit des Erwachsenwerdens. 1979 kam ich von der Armee und hatte meine ersten Kontakte mit intellektuellen Kreisen. Und wir alle, die sich so stark für Literatur interessierten, versuchten eigene Wege zu gehen. Wir hatten alle so komische Jobs und überwinterten in diesen Jobs. Irgendwie waren wir alle Heizer wie Hilbig. Nur Hilbig war der bessere Literat.

Hilbig war jemand, der sich einfach an den Tisch setzte und schrieb und schrieb und schrieb. Kein theatralisches Gehabe mit Rotweinglas und Musenkuss. In dieser Hinsicht war er ja Arbeiter geblieben. Dem Etikett Arbeiterschriftsteller haftet aber immer noch etwas Klischeehaftes an. War das auch ein Grund für die Arbeit an dem Film, zu schauen, was ist Klischee, was Wirklichkeit bei Wolfgang Hilbig?

Ich fand es interessant, gar nicht mal aus



Er wollte nur schreiben. Der Schriftsteller Wolfgang Hilbig.

Foto: Michael Lüder

der eigenen Sicht heraus Hilbig zu schildern. Mein Anliegen liegt in dem An-schieben, dem Orchestrieren von Erinnerungen. Hilbig hatte ja sehr klare Lebensstationen. Meuselwitz, Leipzig, dann die Bundesrepublik und dort diesen seltsamen Ort Edenkoben.

Das Weinstädtchen in Rheinland-Pfalz, in dem Hilbig mehrere Jahre lebte.

Ja, eher so eine südliche Landschaft, sehr idyllisch im Sommer, die eigentlich überhaupt nicht zu Hilbig passt. Mir ging es in dem Film darum, Hilbig noch einmal von anderen, ihm sehr, sehr nahestehenden Menschen geschildert zu bekommen. Weil er für mich eine so spannende und vor allem erinnerungswerte Person ist.

Und vielleicht auch um auf ihn aufmerksam zu machen. Denn er ist ja ein Schriftsteller, den es immer noch zu entdecken gilt?

„Die Kompliziertheit des Hilbig-schen Lebens, besonders das Zusammenleben mit Frauen.“

Ja, da ist bei mir auch ganz klar das Anliegen, Hilbig noch einmal medial zur Geltung zu bringen. Im besten Sinne an ihn zu erinnern.

Natascha Wodin, die mit Wolfgang Hilbig verheiratet gewesen ist, hat in ihrem Roman „Nachgeschwister“ die nicht einfache Zeit mit Hilbig verarbeitet. Hat dieser Roman Einfluss auf ihre Arbeit gehabt?

Auf jeden Fall. Da wurde mir die Kompliziertheit des Hilbig-schen Lebens, besonders das Zusammenleben mit den Frauen sehr deutlich. Das hat mich sehr neugierig gemacht und mir den Hilbig noch einmal sehr nahe gebracht. Da war es dann auch ein Muss, dass sich mindestens

eine, wenn nicht zwei Frauen in dem Film an Hilbig erinnern.

Und wer kommt von ihnen in „Hilbig. Eine Erinnerung“ zu Wort?

Das sind Natascha Wodin und ihre Vorgängerin, wenn man das so sagen will, Silvia Morawetz. Mit der lebte Hilbig in Leipzig zusammen. Die ist im Grunde die Protagonistin im Roman „Provisorium“, sie ist die Mona. Und beide Frauen erinnern sich interessanterweise auch sehr deckungsreich.

Was hat die intensive Auseinandersetzung mit Wolfgang Hilbig für diesen Film bei Ihnen bewirkt?

Als sich Natascha Wodin von Hilbig getrennt hatte, sagte sie, dass sie dann endlich wieder aus diesem Hilbiggrab raus war. Jetzt, nachdem ich den Film fertiggestellt habe, spüre ich, dass ich auch zwei Jahre in diesem Hilbiggrab war. Die Auseinandersetzung mit ihm, alles noch einmal zu lesen, das war schon sehr verzehrend. Dieses Obsessive, das diesen Mensch in seinem Leben nur vorangetrieben hat. Er wollte nicht leben, er wollte nur schreiben, so hat Natascha Wodin das ausgedrückt. Und die Nähe zu diesem obsessiven und auch sehr autistischen Menschen, die prägt einen dann auch. Andererseits, was ich gar nicht auf der Rechnung hatte, das war die Rolle von Karl Corino.

Der Rundfunkjournalist, der Hilbig am Anfang förderte?

Nicht nur am Anfang! Hätte Hilbig diesen Corino nicht gehabt, als immer wieder anstrebbenden und fördernden Menschen, das wäre gar nicht auszu-denken. Als etablierter Redakteur vom Hessischen Rundfunk hörte er in den 70er Jahren den Namen Hilbig, der damals noch in Meuselwitz lebte. Corino hatte da nach, recherchierte die Adresse in Meuselwitz, schickte Hilbig eine Karte mit der Bitte, er

möge ihm doch ein paar Texte schicken. Und dann kommen tatsächlich ein paar Gedichte von Hilbig in den Westen und Corino entdeckt den als einen Jahrhundertautor. Er interviewt Hilbig unter konspirativen Bedingungen in Leipzig, lässt ihn dabei einige Gedichte lesen und bringt das dann Ende der 70er Jahre im Hessischen Rundfunk. Daraufhin erscheint Hilbig's erstes Buch im Westen. Danach besorgt er ihm Stipendien, einen Förderpreis und unterstützt ihn auf dem Weg zum Bachmann-Preis. Und das alles ohne zu erwarten, dass der Hilbig ihm dankbar ist. Ohne dass Corino sagt, damit schreibe ich mich in die deutsche Literaturgeschichte ein. Einfach nur eine sehr selbstlose Art als sachkundiger Fan. Das ist schon Wahnsinn. So spielt Corino in dem Film auch die entsprechende Hauptrolle.

„Aber gleichzeitig ist er auch nicht der erste Schriftsteller, der am Leben scheitert.“

Dieser Einfluss von Corino ist so bisher nicht thematisiert worden.

Im reinen Studium von Hilbig's Biografie ist mir das gar nicht bewusst geworden, weil Corino in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend ist. Das wurde mir dann erst im Schnitt klar, wie zentral die Figur des Karl Corino im Leben von Wolfgang Hilbig gewesen ist. Auch wenn das nie eine enge Freundschaft geworden ist, die beiden sich nur punktuell alle Jahre gesehen haben.

Der wichtigste Mensch also im schriftstellerischen Leben von Wolfgang Hilbig?

Auf jeden Fall. Entdecker und großer Förderer, der die entscheidende Rolle gespielt hat.

Hilbig, das zeigt auch sehr deutlich der Roman von Natascha Wodin, war ein am wirklichen Leben Gescheiterter, der nur für das Schreiben existierte. Da ist nicht die geringste Spur von dem sonst so erklärenden Bild des Schriftstellers.

Ja, natürlich entspricht er dem Bild des obsessiven Schriftstellers. Aber gleichzeitig ist er auch nicht der erste Schriftsteller, der am Leben scheitert. Hilbig war in dieser Hinsicht schon eine sehr eigene Persönlichkeit.

— Das Gespräch führte Dirk Becker

— Die Filmpreview „Hilbig. Eine Erinnerung“ in Anwesenheit des Filmteams am Sonntag, dem 21. August, um 19.30 Uhr im Waschhaus in der Schiffbauergasse. Die Schauspielerin Corinna Harfouch liest Texte von Wolfgang Hilbig, die Moderation des Abends übernimmt Carsten Wist. Der Eintritt ist frei. „Hilbig. Eine Erinnerung“ wird am Samstag, dem 27. August, um 23.05 Uhr bei 3sat ausgestrahlt

Kein Anecken

Bodo Wartke gastierte im Kutschstall-Ensemble

Er ist ein Freund der gehobenen Kommunikation. Inhaltliche Kernaussagen, autobiografische Liebeslieder oder die ausführliche Erörterung der Toilettensituation gehen dem 1977 geborenen Liedermacher und Kabarettisten Bodo Wartke geschmeidig von der Zunge. Nur bei Thematiken unterhalb der Gürtellinie räumt er seiner Muttersprache ein Defizit ein. Sie ist ihm trotzdem ein Freund und darum bestreitet er sein aktuelles Programm „Achillesverse“, mit dem er am Sonntagabend im Potsdamer Kutschstallensemble zu Gast ist, überwiegend in Deutsch.

Seine autobiografischen Liebeslieder mit unterschiedlicher Kernaussage, abgelegt in mindestens fünf emotionalen Kategorien, füllten ungefähr zwei Stunden des Abends und wurden immer wieder mit Zwiesgesprächen, Steptanznummern oder live gelesenen Tagebucheinträgen aufgelockert. Auch eine hübsche Begleitung fehlte nicht. Sonja Firker begleitete den Musiker zwischenzeitlich auf ihrer Geige und erfreute das immer wieder von Regengüssen behelligte Publikum mit ihrer sommerlichen Garderobe.

Das klingt jetzt erst einmal ganz unterhaltsam. War es ja auch. Aber irgendwie nicht mehr. Klar ist der Song über die visuell beglückende Freundin mit dem Chirurgenpapa witzig und die Frage nach dem „Was hat er, was ich nicht hab?“ manchmal existenziell. Aber reicht das, um einen Abend zu füllen? Ist das nicht irgendwie wie ein Stück Kuchen, das zwar lecker, aber nicht so richtig nachhaltig ist?

Er kann es doch! Das Stück „Believe in Steve“, das als Gospel vertont ist und die Religion der sogenannten Macianer aufs Korn nimmt, hat genau den richtigen Ton und wirft die Frage auf, was dem Song über die Ästhetik der Nachkriegsarchitektur eigentlich fehlt, da man über den nicht so recht lachen kann.

Auch fehlt ein wenig die Dramaturgie an diesem Abend, denn die Liebeslieder, je nach Stimmungslage in Dur oder Moll angespielt, erfahren öfter mal eine Unterbrechung, die thematisch komplett vom Weg abkommt und die Frage aufwirft, was denn nun? Doch kein Abend voller Liebeslieder?

O.k., in den Tagebuchnotizen über einen Ausflug mit der Deutschen Bahn kann man sie vielleicht finden, die vielbesungene Zuneigung. Schließlich gewinnt in der stark überspitzen Geschichte der Hauptdarsteller Bodo, der für ein Ticket mit der Bahn tagelang vor deren Schaltern campiert und schließlich endlos lange Wochen und Jahre auf Deutschlands Schienen unterwegs ist, auf seiner Reise viele, viele Menschen liebt.

Trotzdem, dem jungen Künstler fehlt ein wenig das Format und vor allem der Mut, seine Position als Künstler zu nutzen und heißere Eisen anzufassen. Hier will er nicht gefallen und unterhalten, ohne anzuecken und singt darum lieber wieder Lieder über die Liebe. Wenn es sein muss, sogar auf Suaheli, Japanisch oder Klingonisch. ANDREA SCHNEIDER

Ines Geipel liest morgen im Frauenzentrum

In der DDR galt sie als Erfolgs-Sprinterin. Zum Staatsfeind wurde sie, als sie sich 1984 im Trainingslager in Mexiko in einen mexikanischen Athleten verliebte. Die Staatsicherheit, die Wind davon bekam, wusste ebenso wie die junge Frau, dass diese Liebe in der DDR keine Zukunft hatte. Sie, 23 Jahre alt, nahm sich vor, die Olympischen Spiele in Los Angeles zur Flucht zu nutzen. Der Staatssicherheitsdienst begann, sie zu bekämpfen.

Ines Geipel, die sich von ihrer linientreuen Familie wie vom staats-tragenden Sportabgabebel hat und kurz vor dem Fall der Mauer in den Westen floh, wurde in diesem Jahr mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet: wegen ihres Engagements für in der DDR unterdrückte Literatur und für ihre Aufarbeitung des DDR-Zwangsdoings-Systems. Bis heute ist Ines Geipel, die den Opfern des Dopings in der DDR eine Stimme gegeben hat, Anfeindungen und Drohungen ausgesetzt, Vandalismus und körperlichen Angriffen. Lügen und Erfindungen aus den Akten der Staatssicherheit verfolgen sie.

Am morgigen Mittwoch um 19 Uhr ist die Schriftstellerin und Autorin von Romanen und Biografien im Frauenzentrum zu Gast. Sie wird aus einem bisher noch nicht veröffentlichten Text lesen sowie aus ihrem 2004 erschienenen Buch über den Amokläufer in Erfurt, „Für heute reicht's“. Eingeladen sind natürlich Männer und Frauen. kip

— Autonomes Frauenzentrum, 17. August, 19 Uhr, Schiffbauergasse 4 H

DIE WERKAUSGABE IM FISCHER VERLAG

Wolfgang Hilbig in sieben Bänden

Ein Muss für jeden Hilbig-Verehrer ist die auf sieben Bände angelegte Werkausgabe aus dem Fischer Verlag, die Erzählungen, kurze Prosa, Romane und Essays umfasst. Schon der erste, 2008 erschienene Band mit Gedichten ließ aufmerken und wurde zu Recht als „lyrische Schatzkammer“ bezeichnet. Neben 188 bereits veröffentlichten enthält dieser Band auch 153 Gedichte aus dem Nachlass des 2007 verstorbenen Dichters. Der zweite



Band 4, Eine Übertragung

Band umfasst sämtliche Kurzprosa und der dritte Band die drei langen Erzählungen „Die Weiber“, „Alte

Abdeckerei“ und „Die Kunde von den Bäumen“. Der vierte, erst vor wenigen Wochen erschienene Band ist Hilbig's erstem Roman „Eine Übertragung“ gewidmet. Erschienen im Herbst 1989, erzählt Hilbig die autobiografisch geprägte Geschichte des Heizers C., der in der DDR die Existenz eines einfachen Arbeiters und heimlich der „Schwarzarbeit des Schreibens“ nachgeht. Voraussichtlich im Sommer 2014 soll die Werkausgabe abgeschlossen sein. D.B.